

Fritz J. Raddatz über das Verlegerehepaar Helmut und Nina Kindler

Auszüge aus seiner Autobiographie „Unruhestifter“, Berlin: List-Taschenbuch 2005, S. 163 ff.

... Doch nun zurück zum Jahreswechsel 1958/59, dem Winter meiner Flucht aus Ostberlin. In München traf ich auf der Straße Erich Kästner, den ich von meinem (vergeblichen) Versuch einer DDR-Kästner-Ausgabe her kannte. „Da sind Sie ja“, war die verblüffende Begrüßung, „ich habe nie geglaubt, dass jemand wie Sie dort ewig bleibt; und was machen Sie nun?“ Meine hilflose Antwort: „Vermutlich Schnürsenkel verkaufen im Kaufhof“, hielt er für einen gelungenen Scherz. Aber er half mir. „Es gibt hier einen sehr reichen Illustrierten-Verleger, Sie werden den Namen noch nie gehört haben, Helmut Kindler, er druckt manchmal Bücher, die vorher als Fortsetzungsromane in seiner Revue liefen, der will einen richtigen Verlag aufbauen. Er sucht etwas, was es nicht gibt und was Sie sind: einen ganz jungen Mann mit ganz langer Verlagserfahrung. Ich rufe ihn morgen an.“

Wenige Tage später, es war kurz vor Weihnachten, saß ich im Glaspalast der *Revue*; in der obersten Etage lag das pompöse Büro von Nina und Helmut Kindler, beigefarbene Sofas, Blattpflanzen, Marmortische. Beide Kindlers waren überaus freundlich, keineswegs gönnerhaft, interessiert, offen und von berlinisch-schnoddriger Direktheit. Getreu dem Gesetz der Bundesrepublik, die ja ein geschichtsloses Land war, fragten sie außer nach dem beruflichen Werdegang nach nichts; ich hätte ein Offizier der Stasi sein können, ein IM, ein „Schläfer“. So wenig irgendjemand sich dafür interessierte, dass etwa das Münchner Viertel um Königs- und Karolinenplatz das Parteiviertel der NSDAP gewesen war mit einem Immobilienbesitz von fünfzig Gebäuden, so wenig interessant war Vergangenheit überhaupt. Es galt das schattenlose Jetzt. Und jetzt saß ich hier, jetzt skizzierte ich ein Verlagsprogramm, jetzt, sofort, sollte ich anfangen, noch vor Jahresende, der Flüchtling mit zwei Hemden und ohne Papiere. „Schreiben Sie auf, wie Sie sich so einen Verlag vorstellen, bis übermorgen, sagen wir elf Uhr. Dann entscheiden meine Frau Nina und ich – mir scheint, Sie sind unser Mann.“ Um es vorwegzunehmen: Ich habe es Helmut Kindler nie vergessen, dass er so umstandslos wie unmissverständlich mir als Erster Brot gab in Westdeutschland.

„Zu Hause“, bei Mary, gab es Krach. Ich hatte meinen Ost-Bock, ich polterte herum. Deswegen sei ich nicht weggegangen aus der DDR, um bei Neureichen auf Cremecouchen Sekt zu trinken und unter Gummibäumen mit weißen Telefonen zu telefonieren: „Da gehe ich nicht wieder hin, diese Welt lehne ich rundheraus ab.“ Mary Tucholsky, die neben ihren vielen Spitznamen bei mir auch „Ferdinand, der Tigertank“ hieß, wies mich ungewohnt scharf zurecht: „Es kommt darauf an, mein Fürst, was man in ein Telefon hineinspricht und nicht, welche Farbe es hat. Sie sind hochmütig und verrückt. Wollen Sie hier bei mir sitzen und unverdauliche Romane schreiben, statt so eine Chance zu nutzen? Sie sind vier Tage im Lande, und man bietet Ihnen an, das Programm eines Verlages zu bestimmen!“

So hockte ich am nächsten Tag an ihrer klapprigen Schreibmaschine und schrieb auf, wie Nina und Helmut es befohlen hatten. Diese sechs Blatt „Bewerbungsunterlage“ – der misstrauische Ost-Mensch sicherte sich mit einer Überschrift in Versalien ab: „Das vorliegende Verlagsprogramm ist mein geistiges Eigentum und bleibt an meine Person gebunden“ – sind erhalten geblieben: eine einzige Grotteske. Arnold Zweig und Anna Seghers; Wedekind, Sternheim, Toller, Georg Kaiser und Walter Hasenclever; Stefan Heym, Ludwig Renn und Friedrich Wolf; Hans Henny Jahnn, Ernst Barlach, Ödön von Horváth und Ernst Weiß; Klaus Manns „Mephisto“, Klabunds „Romane der Leidenschaft“ und Theodor Pliviers „Des Kaisers Kuli“, selbstverständlich Aragon und Eluard, Vercors und Majakowski, Gorki und Ilja Ehrenburg. Als ich diesen auf stark holzhaltigem Papier getippten Rundumschlag zwischen Upton Sinclair, Jorge Amado und Hašeks „Schwejk“ Jahre später wiederfand, habe ich Tränen gelacht. Wäre ich Kindler gewesen, ich hätte mich achtkantig rausgeschmissen. Kindlers aber engagierten mich. Ab 1. Januar 1959 war ich Cheflektor des Kindler Verlages. ...

... Ich war endgültig im Westen angekommen. Und tauchte in eine Phantomwelt. Die Kindlers waren anständige Leute, gewiss keine Nazis gewesen, wohl eher das, was Susan Sontag Jahre später mit „radical chic“ charakterisiert hat – einerseits. Sie waren andererseits die Verkörperung der Wirt-

schaftswunder-Reichen; hätte man im Lexikon bei „Schickeria“ nachgeschlagen, hätte dort als Eintrag „Kindler“ stehen müssen: Man war Konsul von Chile; man besaß eine Flotte von schwanzflossigen Cadillacs in Rosa, Hellblau und Resedagrün, die passend zur Tagesgarderobe der gnädigen Frau vorgefahren wurden; man residierte abwechselnd in der Villa in Harlaching oder in der im Tessin, wenn nicht für Empfänge das Hotel „Vier Jahreszeiten“ gemietet wurde; man hatte für die *Revue* – seinerzeit neben dem *STERN* die auflagenstärkste Illustrierte – und für das geldscheffelnde Kindler-Kind *Bravo* ein Haus gebaut, dessen Glaswände wohl weniger einer architektonischen Einsicht als dem beobachtenden Durchblick geschuldet waren; man hatte auch einen Geschmack: Helmut Kindler weinte über Hans Habes „Ilona“, druckte „Hunde, wollt ihr ewig leben“ und „Der Arzt von Stalingrad“ – ermutigte mich aber voller Wohlgefallen, dem ortlos schweigenden Wolfgang Koeppen einen hochdotierten Generalvertrag anzubieten. Erst während der bald anstehenden Auseinandersetzungen herrschte er mich an: „Wenn Sie mich vor die Alternative Koeppen oder Konsalik stellen: der Letztere.“

Doch die Kindlers hatten durchaus auch ein Gewissen, dessen Moral dem Ehrgeiz die Waage hielt. Sie hatten dem italienischen Verlag Bompiani die Rechte für ein schlampig gemachtes Literaturlexikon abgekauft – und für dessen höchst sorgsame deutsche Überarbeitung den in ärmlichste Verhältnisse aus der Londoner Emigration zurückgekehrten Grafen Wolfgang von Einsiedel bestellt, ein skurriler, schüchterner Mann im abgeschabten Tweed, erlesen-kenntnisreich, der mit einem Stab von ihm *unamused* verachteter Mitarbeiter – einquartiert in einer weiteren Villa in München-Grünwald – jenes Lexikon redigierte, das noch heute als Standardwerk gilt. Kindler war es, der dem DDR-Flüchtling Alfred Kantorowicz Wohnung und Vertrag gab, damit er in Ruhe sein „Deutsches Tagebuch“ schreiben konnte, zu Unrecht von Ernst Bloch gehöhnt, in Wahrheit ein Zeugnis ersten Ranges über die Qualen eines Re-Emigranten vor der zweiten Flucht. Nina Kindler – die ehemalige Schauspieler, im Hause wegen ihrer Haarfarbe „die Karotte“ genannt – war es, die Fritz Kortner zu seinen Memoiren drängte, das Verlegerpaar arrangierte und bezahlte seine triumphale Tournee mit dem Buch. ...

Es ist nicht alles Talmi, was glänzt. Es gab durchaus ein ernstes Unterfutter, auch bei Herrn und Frau Kindler. „Meine Frau Nina“ war die farbiger, auch recht bunte Hälfte der beiden; man sagte ihr nach, sie habe mit den Worten „Rosa ist *meine* Farbe“ eine tollkühn im rosa Pullover erschienene Sekretärin entlassen. Helmut Kindler goutierte solche Sottisen keineswegs. Meine mokante Metapher, Nina pflege mit dem Lippenstift zu redigieren – tatsächlich erhob sie sich, die weder eine literarische noch sprachliche Ausbildung hatte, über kundige Lektoren und korrigierte Übersetzungen aus dem Englischen, Italienischen oder Französischen –, rügte er noch nach Jahren. Ohnehin ein Mann, dessen Laune in Sekunden von Jovialität zum pampigen Boss wechseln konnte, gefiel sich Helmut Kindler in einer Attitüde des Charme brut. Wer innerhalb weniger Jahre ein so großes Vermögen ansammelt, kann wohl kein Herzchen sein; so wusste er die Waage von Kalkül und Liebenswürdigkeit stets zu seinen Gunsten sinken oder steigen zu lassen. Als er mich kurz vor meinem siebzigsten Geburtstag – ich wähnte eine Phase der Sentimentalität – anrief, er war nach Ninas Tod frisch verheiratet mit einer Malerin, lud ich beide zum Essen ein, meinend, wir würden von längst vergangenen Zeiten sprechen; ich hätte ihm gerne noch einmal gesagt, dass ich ihm trotz allem dankbar sei für die Aufnahme des unbekanntem Flüchtlings vor über vierzig Jahren. Indes, die Suppe war noch nicht auf dem Tisch, trug er, beinahe im Kommandoton, sein Anliegen vor: Er wünschte von mir eine Kritik über die Bilder seiner Frau in der *ZEIT*, Anzeigen seien bundesweit bereits geschaltet für diesen Artikel, den es dann nie gab. Deswegen war er gekommen, nicht aus erinnernder Bonhomie – Helmut Kindler pur.

Indes, 1959, schlingerte der Gang des Verlages im Zickzack. Tatsächlich verlegten wir Louis Aragon oder Langsten Hughes oder Leon Uris, Kortner, Kesten, Kantorowicz. Kindlers dickköpfiger Kampf um die Ehrenburg-Memoiren, gegen Boykottaufrufe einiger Grosso-Häuser, ist sprichwörtlich geworden für ihn, ein Ehrentitel. Diweil meine Einlassung „Dürrenmatt wird für die nächsten Jahre zu den wichtigsten europäischen Autoren gehören; man sollte versuchen, mit ihm einen Generalvertrag zu schließen“ nicht auf fruchtbaren Boden fiel. Wie alle Illustrierten-Macher war auch Kindler ein Mann

der jähren Wendungen, hungrig nach dem raschen, spektakulären Erfolg. Das Bildsüchtige dieses Me-tiers geht offenbar mit dem Vergnügen einher, sich selber so glanzvoll wie möglich ins Bild zu setzen. In der Bilderflut, mit der sie die Massen überschwemmen, löst sich ihr eigenes Bild auf, verschwimmen ihre Züge. Diese Glanzpapier-Barone werden ihre eigenen Dorian Grays. ...

Auch Verleger Kindler lobte lieber irgendeinen telegenen und gut dotierten Albert-Schweitzer-Preis aus, als Pflänzchen einer Baumschule zu pflegen – das, was einen literarischen Verleger ausmacht. An Ausdauer gebrach es ihm, an Mut nicht. Helmut Kindler war keiner, der Pressionen nachgab. Meine Idee, eine dreibändige Auswahlgabe der Schriften von Karl Marx zu verlegen, begeisterte ihn. Nur wusste ich nicht, wer eine solche Edition betreuen könnte. Ein Redakteur der Süddeutschen Zeitung meinte nach einigem Nachdenken, es gebe da einen jungen Adorno-Assistenten, allenfalls der käme in Betracht. Als ich dem am Telefon mein Anliegen vortrug, war sein erster Satz: „Sie müssen ein mutiger Mann sein.“ Der Redakteur hieß Joachim Kaiser, der Assistent hieß Jürgen Habermas. ...

Wenn also der schillernd-trotzige Kindler eine sorgfältig mit Fotos ausgestattete Brecht-Biographie verlegte, als der deutsche Außenminister den gerade einen „kommunistischen Horst Wessel“ geschimpft hatte, war das seine Antwort. Meinetwegen per Autotelefon aus einem resedafarbenen Cadillac. Es gibt wahrlich Schlimmeres.

Gleichviel. Gut gehen konnte es nicht mit Kindler und mir. Es wuchs auseinander, was nicht zusammengehörte. Die Veruneinigung kam schleichenden Fußes. Scheidungsgrund mein Fatum Tucholsky. Immer wieder und immer häufiger tauchten abwechselnd – mal als Logiergast für ein Wochenende, mal für einige Tage in nahegelegenen Hotels – Ernst Rowohlt und Heinrich Maria Ledig-Rowohlt am Rosswandweg 7 in Rottach-Egern auf. Wie ein Frettchen die Maus, so präsentierte ich zum abermaligsten Male meine Idee einer umfangreichen Tucholsky-Ausgabe – übrigens anfänglich gegen den Willen Ernst Rowohlts, der das Wort „Edition“ nicht hören mochte, Anmerkungen und Erläuterungen verabscheute: „Das sollen die Leute im Lexikon nachlesen“; auch gegen ein seitenlanges, abratendes Gutachten des verantwortlichen Rowohlt-Lektors, der dem „amüsanten Humoristen“ keine mehrbändige Ausgabe gönnte, „das trägt ein so leichtgewichtiger Autor nicht“. Doch der vereinten Energie von „Ferdinand und Fritz“ hielten die Rowohlts nicht stand. Eine dreibändige Dünndruckausgabe der „Gesammelten Werke“ wurde beschlossen.

Ich bat das Ehepaar Kindler um Dispens. An den Wochenenden wollte ich in „Nebearbeit“ diese Edition vorbereiten. Vor allem Nina war empört. „Wir bezahlen Sie nicht die Woche über, damit Sie sonntags für Rowohlt arbeiten. Am Sonntag sollen Sie sich für die Arbeit bei uns erholen.“ (Damals wurde samstags noch gearbeitet.) Der alte Ernst Rowohlt reiste eigens nach München; über sein Treffen mit dem ihm völlig unbekanntem Helmut Kindler im „Vier Jahreszeiten“ wurde von der Münchner Presse wie von einem Ritterschlag für den jungen Verleger berichtet. Frei nach dem Lied des zu betreuenden Autors, „Machen wir 'nen kleinen Kompromiss“, wurde mir mehr Dispens zuge-teilt als erwünscht: Ich blieb in meiner Funktion, wurde aber des Hauses verwiesen, sollte die Programmleitung nicht mehr im Verlagsbüro betreiben, das ungnädige Herrscherpaar litt meine Anwesenheit nicht länger. Die Arbeit an der Edition begann, meine Kindler-Zeit begann zu enden. ...